

Mit 54 Jahren verschlägt es Betsy Lerner zurück an den Ort ihrer Kindheit nach New Haven in Connecticut. Hier lebt auch ihre verwitwete 83-jährige Mutter — diese räumliche Nähe birgt für beide Seiten durchaus Konfliktpotential. Aber Betsy will versuchen, eine Brücke zu bauen: Sie beschließt, an den seit über fünfzig Jahren stattfindenden Zusammenkünften der »Bridge Ladys« teilzunehmen. Gepflegten Damen der gehobenen Mittelschicht, die zusammen viel erlebt haben, aber alles gut hinter Perlenketten und Spielkarten zu verbergen wissen. Nach und nach versteht sie: auch wenn diese Frauen so ganz anders scheinen, bewegen sie dieselben Fragen nach Familie, Freunden und der Liebe.

BETSY LERNER arbeitet seit vielen Jahren als Literaturagentin. Sie ist Autorin mehrerer Bücher und wurde u.a. mit dem »Thomas Wolf Poetry Prize« und dem »Tony Goodwin Prize for Editors« ausgezeichnet. Mit ihrem Ehemann lebt sie in New Haven, Connecticut.

Betsy Lerner

Der Bridge-Club
meiner Mutter

Aus dem Amerikanischen
von Barbara v. Bechtolsheim

btb

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2016
unter dem Titel »The Bridge Ladies« bei Harper Wave,
HarperCollins Publishers, New York.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe März 2020

Copyright © 2016 Betsy Lerner

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2018

by btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Umschlagmotiv: © Getty Images/H. Armstrong Roberts;

© Shutterstock/dovla982

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

JT · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-71908-2

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

*Für Roslyn und Raffaella,
meine Mutter und meine Tochter*

Inhalt

Vorwort 11

1. Eine eigene Sprache 23
2. Der Manhattan Bridge Club 44
 3. Beim Griechen 51
 4. Tausend Bette Cohens 74
 5. Bingo 91
6. Wie ich deinen Vater kennenlernte 97
 7. Erwartungen 130
 8. Schnappen 148
 9. Willkommen im Club 159
 10. 1964 173
 11. Schneiden 185
 12. Selbstoffenbarung 193
 13. Zickzack 211
14. Hol die Kinder von der Straße 226
 15. Uhrzeiger 235
 16. Die ganze Wahrheit 254
 17. Bette in Flammen 274
18. Ist der Schüler bereit, kommt der Lehrer 293
 19. Asche 305
 20. Die Bridgedamen 326

Epilog 343

Danksagung 347

Du hast auf dieser Welt eine Mutter. Nur eine.

Harvey Fierstein, *Torch Song Trilogy*

Vorwort

Als Kind faszinierten mich die Bridgedamen. Regelmäßig tauchten sie in meinem Elternhaus auf, mit Haarspray, schimmernden Nylonstrümpfen und Lackhandtaschen samt Schließen, die wie Murmeln aussahen. Gerne begrüßte ich sie an der Tür, nahm ihnen die Mäntel ab, die ich dann im Flurschrank aufhängte, wo ich oft in den Falten des Nerzmantels meiner Mutter spielte. Ich beobachtete, wie sie um den Spieltisch herum Platz nahmen, ausstaffiert mit Bridgekarten, Aschenbechern, in Zellophan verpackten Zigarettenschachteln, Bridgeblock und Kristallschalen mit Bonbons. Auf Augenhöhe mit dem Bridgetisch überwachte ich gierig die Bonbons und plante hin und wieder flinke Kamikazeangriffe, um unbeobachtet von meiner Mutter ein paar davon zu ergattern. Während ich bei meinem Vater auf dem Schoß sitzen durfte, wenn er ein oder zwei Runden Rommé spielte, errichteten die Bridgedamen beim Spielen mit ihren Rücken eine quadratische Festung und verständigten sich dabei in ihrer merkwürdigen Sprache von Reizen und Stechen.

Als Teenager machte ich mich aus dem Staub, wenn die Bridgedamen kamen. Ich fand sie bescheuert. Sie arbeiteten nicht und bekamen offenbar nicht mal mit, dass der Feminismus die Welt eroberte. Billie Jean King hatte Bobby Riggs geschlagen, ein Tennismatch für den Geschlechterkampf, Gloria

Steinem hatte die Zeitschrift *Ms.* gegründet, und Helen Reddy eroberte mit ihren Songs die Herzen der Frauen. Für mich waren die Bridgedamen konventionell, ihr Horizont endete mit Familie, Synagoge und Gemeinde. Und ihre Rollen beschränkten sich auf Tochter, Mutter und Ehefrau. Darüber hinaus bildeten sie sich auch noch ein, dass ein Bridgenachmittag Spaß macht. *Ehrlich? Allen Ernstes?*

Ich wollte eine bessere Partie. Ich las Anaïs Nin und Henry Miller. Mit anderen Worten, ich war entschlossen, so früh wie möglich meine Unschuld zu verlieren und viele Beziehungen zu haben. Ich hasste unser provinzielles New Haven und meine Schule, die dermaßen der Konformität huldigte. Aus meiner Sicht war dort das kreativste Projekt für Mädchen, sich die Haare so lang wie möglich wachsen zu lassen, um beim nationalen Wettbewerb »Long & Silky« mitzumachen. Ich wollte bloß da rauskommen und mit all dem nichts mehr zu tun haben. In Tagträumen flüchtete ich mich nach New York, genau genommen nach Greenwich Village, wo ich Gleichgesinnte treffen würde, Dichter und Schriftsteller. Dann ging ich dort tatsächlich aufs College und blieb auch für das weitere Studium. Zwar gehörte ich nicht zum Inventar von Studio 54 oder Warhols Factory, aber ich baute mir ein eigenes Leben auf: Ich arbeitete im Verlag, heiratete schließlich und bekam eine Tochter.

Und dann kam alles anders. Nach zwanzig Jahren Leben und Arbeiten in New York wurde meinem Mann ein Job beim Verlag der Yale University angeboten. Auch ohne Google Maps war klar, wohin es gehen sollte: New Haven, die Stadt meiner Kindheit und Dreh- und Angelpunkt meines Leidens. Ich bestärkte ihn darin, die Stelle anzunehmen; was es eigentlich hieß, nach Hause zurückzukehren, begriff ich aber erst allmählich.

Für mich war die größte Herausforderung, dass meine Mut-

ter nun regulär zu unserem Leben gehörte. Als ich noch in New York lebte, sprachen wir uns einmal pro Woche, Sonntagsgeplauder eben. Jetzt wohnte ich zehn Kilometer entfernt von ihr. Ich sagte mir, damit könnte ich umgehen. Immerhin war ich ja Mitte vierzig, als wir wieder in heimatliche Gefilde zogen, ich war selber Mutter, und dann flammten die Konflikte mit meiner Mutter doch wieder auf. Warum war das alles so emotional aufgeladen? Warum wurde ich immer wieder zum Teenager, sobald wir zusammen waren? War alles, was sie sagte, Kritik, oder hörte es sich nur so an? Wie wachsame Boxer schlichen wir umeinander herum. Einmal fragte sie mich, warum ich fettarmen Hüttenkäse kaufte und kein Magermilchprodukt – und erklärte damit fast einen Weltkrieg zwischen uns. Dabei ging es um Hüttenkäse, mein Gott! In der Sprache der Mutter-Tochter-Beziehung hieß das aber: War ich denn irgendwann einmal gut genug?



Als sich meine Mutter im Januar 2013 von einer Operation erholen musste, wohnte ich bei ihr im Haus und kümmerte mich um sie. Zu dem Zeitpunkt wohnten wir schon seit mehr als zehn Jahren in New Haven, mein Vater lebte nicht mehr, meine Tochter war selber schon ein Teenager, wir hatten neue Freunde gefunden und kannten jeden. Ich war Partnerin in einer Literaturagentur und pendelte zweimal pro Woche nach New York, um meine Dosis Großstadt zu bekommen. Außerdem spendete Gott unserer netten kleinen Stadt seinen Segen und verlieh ihr einen Apple Store. Hatte ich irgendeinen Grund zu klagen?

Zwar freute ich mich nicht gerade übermäßig auf die Zeit mit meiner Mutter, aber mir war auch klar, dass die Aufgabe dadurch weniger mühsam war, dass sie mit ihren dreiundacht-

zig Jahren lieber Hilfe ablehnte, als sie zu fordern, was sich am besten mit dem bekannten jüdischen Witz zusammenfassen lässt: Wie viele jüdische Großmütter braucht es, um eine Glühbirne einzuschrauben? *Lass mal... ich sitze gern im Dunkeln.*

Jeden Tag kam eine ihrer Bridgedamen zu Besuch, in einem selbstverständlichen Turnus. Sie waren jetzt kleiner geworden, manche etwas unsicher, aber immer noch mit Schick, jederzeit passten Outfit, Accessoires, Pumps und Handtaschen farblich zusammen. Wenn sie meinten, ich sähe gut aus, fragte ich mich, ob sie mich eigentlich zu dick fanden oder ob sie mein wildes Haar störte. Wenn sie sich nach meinem Mann und meiner Tochter erkundigten, wurde mir immer wieder bewusst, dass sie bei allen Lebensritualen dabei gewesen waren: Sie hatten an meiner Bat-Mizwa-Feier teilgenommen, sie hatten bei meiner Hochzeit getanzt und zur Geburt meiner Tochter Geschenke geschickt. Ihre Großzügigkeit aber hatte ich nie so recht gewürdigt; vermutlich ahnten sie nicht, wie viel jugendlichen Groll und Respektlosigkeit ich oft gehegt hatte. Für mich waren sie alle gleich, eine wie die andere, wie die Präsidenten am Mount Rushmore, die nicht voneinander zu unterscheiden sind.

Demographisch gesehen hätten sich die Bridgedamen nicht ähnlicher sein können. Sie waren alle über achtzig, und sie hatten alle ein College besucht. Sie hatten jung geheiratet, und zwar jüdische Männer, und sie waren mit ihnen verheiratet geblieben. Sie hatten im Durchschnitt 2,5 Kinder bekommen. Keine von ihnen hatte gearbeitet, während sie die Kinder großzog, mit Ausnahme von Rhoda, die jene unsichtbare Barriere für Frauen durchbrach, als sie Vorstandsvorsitzende der Synagoge wurde. Sie erledigten die Einkäufe und kochten das Essen; das 1936 erschienene Kochbuch *The Joy of Cooking* war ihre Bibel. Sie holten die Kleidung in der Reinigung ab und hielten das Haus sauber. (Irgendwann, als es allen zunehmend besser

ging, konnte sich dann jede eine Putzhilfe leisten.) Sie richteten das Zuhause ein und planten Urlaube, von den Catskills über Puerto Rico bis nach Rom.

Sie hatten die Depression und den Zweiten Weltkrieg erlebt. Einige ihrer Ehemänner waren in den Krieg gezogen. Sie waren bei der Bürgerrechtsbewegung dabei gewesen, beim Vietnamkrieg und auch bei der Frauenbewegung, selbst wenn sie nicht ihr Korsett abgelegt oder ihre BHs verbrannt hatten. Sie waren wohl schon zu alt gewesen oder in ihrer Welt zu behütet, um mit Betty Friedans *Weiblichkeitswahn* etwas anfangen oder das unaussprechliche Problem beim Namen nennen zu können. Sie hatten mitangesehen, wie ihre Kinder in andere Religionen hineingeheiratet hatten und ihre Enkel gemischtrassige Ehen eingegangen waren. In ihrer Jugend war Homosexualität komplett verheimlicht worden, wie beispielsweise bei den Filmstars Montgomery Clift und Rock Hudson. Und heute erleben sie, wie die gleichgeschlechtliche Ehe überall legalisiert wird.

Auch wenn nicht alle aus New Haven stammen, haben sie doch ihr ganzes Erwachsenenleben im weiteren Umkreis von New Haven gelebt, sie haben ihre Kinder hier großgezogen, vier von ihnen haben ihren Ehemann hier beigesezt, und eine hat ihre Tochter hier verloren. Sie sind alle bei ziemlich guter Gesundheit (auf Holz geklopft, poch, poch, poch). Ihre erwachsenen Kinder können bei ihnen ebenso Stolz wie Sorgen auslösen. Auch wenn sie nicht angeben wollen, aber ihre Enkelkinder brillieren tatsächlich überall. Und an den Montagen treffen sie sich mittags seit fünfundfünfzig Jahren regelmäßig zum Lunch und zum Bridge, dem Kartenspiel, das in ihrer Jugend hoch im Kurs stand.

Bridge war das Fernsehen jener Tage. In den 1930er und 1940er Jahren spielte in 44 Prozent der amerikanischen Haushalte mindestens eine Person Bridge. Im Radio wurden Spiele

übertragen, und in beliebten Filmen wie *Boulevard der Dämmerung* und *Der dünne Mann* kamen Bridge-Szenen vor. Robert Cohn, eine Figur in Hemingways Roman *Fiesta*, rühmt sich seiner Gewinnsträhne im Bridge. Der *New Yorker* veröffentlichte »My Lady Love, My Dove«, eine Geschichte von Roald Dahl, in der ein Paar dabei ertappt wird, wie es seine Gastgeber an einem Bridgeabend betrügt. Charles Goren war in aller Munde, als er das bis heute übliche System der Punktezahlung einführte. Seine Bücher haben sich weltweit millionenfach verkauft und die Bestsellerlisten beherrscht. Seine Bridgekolumne erschien in fast zweihundert Zeitungen. Der Typ war ein Rockstar.

Dann kam das Fernsehen auf. 1954 hatten mehr als 80 Prozent der amerikanischen Haushalte einen Fernseher. Abende, die man beim Radiohören und mit geselligen Aktivitäten wie Bridge verbracht hatte, wurden durch das neue Medium verdrängt. Heute gibt es noch etwa drei Millionen aktive Bridge-Spieler, womit das Spiel quantitativ etwa dem Briefmarkensammeln und Fliegenfischen entspricht. 2015 stellte die *New York Times* nach achtzig Jahren ihre Bridgekolumne ein. Wie lange kann ein Spiel überleben? Keine der Bridgetöchter hat das Spiel erlernt, weder an der Seite ihrer Mutter noch im College, wo die meisten in den Lounges ihrer Mädchenwohnheime ihre Erfahrungen machten.



Als jede der Damen dem grässlichen Winterwetter trotzte, um meiner Mutter einen Besuch abzustatten, war ich erstaunlicherweise froh, sie zu sehen, sogar fast außer mir vor Freude, als ich ihnen die Mäntel abnahm, wie ich es schon als Kind getan hatte, und in den Flurschrank hängte. Er war nicht mehr wie ein Kleiderkarussell in der Reinigung mit Mänteln und Hosen

in Plastikfolien vollgestopft. Seit der Pelz meiner Mutter nicht länger getragen wurde, fristete der Schrank nur noch ein trauriges Dasein. Die Holzkleiderbügel klapperten aneinander wie Klangstäbe vor einem Sturm. Von meiner großen Sehnsucht nach meinem Vater, meiner zunehmenden Sorge um meine Mutter und von der Scham darüber, was ich früher von dieser kleinen Frauengruppe gehalten hatte, ließ ich mir nichts anmerken. Jede brachte eine Mahlzeit oder Brownies oder Plätzchen mit.

»Ich brauche sie wie ein Loch im Kopf«, pflegte meine Mutter zu verkünden, wenn sie gegangen waren, auch wenn wir dann das Gebäck nach dem Abendessen genüsslich verspeisten, während wir uns ein paar Episoden von *The Big Bang Theory* ansahen.

Als es meiner Mutter wieder gut ging, dachte ich noch oft an ihre Freundinnen vom Bridgeclub und wie deutlich sie sich von unserer Generation unterschieden. Schon ihre Namen standen für vergangene Zeiten: Bette, Bea, Jackie, Rhoda und meine Mutter Roz. (Auch wenn man Bridge zu viert spielt, gehören fünf Frauen zu dem Club. So können sie auch dann spielen, wenn mal jemand verhindert ist – die Show geht weiter.) Ich habe diese Frauen mein Leben lang gekannt, und doch kannte ich sie kaum. Ihre Unterstützung und Loyalität gegenüber meiner Mutter rührten mich. Sie selbst meint, die Bridgedamen hätten sich im Laufe der Jahre auseinandergelebt, ihre gegenseitige Zuneigung sei manchmal getrübt und ihr Leben durch die Folgen des Alterns eingeschränkt. Doch trotz der Differenzen und des Schweigens, das sich mit der Zeit aufgestaut hat, bleiben sie einander ergeben; sie sind pflichtbewusst, und ihre Liebe mag vielleicht hartherzig wirken, aber sie ist beständig. Mir ist ganz bewusst, dass, wenn ich einmal krank wäre, nicht so viele Freunde zu Besuch kämen. Wenn ich Glück hätte, be-

käme ich ein paar SMS mit Smileys und Nachrichten auf Facebook. So bleiben wir zwar über die ganze Welt und für die Ewigkeit in Kontakt, aber ein Schmorbraten kommt auf diese Weise nicht ins Haus.

Ich fragte mich, was aus ihrem Leben geworden wäre, wenn sie unsere Möglichkeiten gehabt hätten. Haben sie von anderen Partnern geträumt? Beruhten ihre Ehen auf Liebesheiraten, oder waren sie zustande gekommen, weil ihre Ehemänner sie ernähren konnten, oder aus einer Kombination von beidem? Wenn ich meine Mutter fragte, ob sie meinen Vater liebte, war ihre Antwort immer dieselbe: Er ist ein guter Vater und ein guter Ernährer. Mir schien, dass ihre Fähigkeit zu wählen so wichtig war wie seine Fähigkeit, Geld zu verdienen. Und natürlich stimmte das auch. Für meine Mutter und für jede dieser Damen war ihr Schicksal weitgehend abhängig von ihrer Wahl des Mannes, den sie heirateten. Davon hing ihr finanzieller Wohlstand ab. Zweifellos bereiteten die Männer die Bühne, auf der die Frauen ihr Leben lebten.

»Ich habe mich deinem Vater gebeugt«, lautet die Erklärung meiner Mutter, auch wenn mich das nicht überzeugt. »Ich wollte es.«

»Mom«, antworte ich, »niemand *will* sich beugen.«

»Doch, ich wollte es wirklich.« Und sie meint es auch so. Oder sie bildet es sich ein. Ich kann mich an so manchen Tag in meiner Jugend erinnern, als dieses Sich-Beugen nicht besonders großartig aussah.

Ich wollte Hepburn und Tracy, Bogey und Bacall; ich wollte die große Liebe für sie, nicht so etwas Zaghaftes oder Ökonomisches. Aber die Damen sind von einem anderen Schlag. In erster Linie nehmen sie ihr Schicksal an. Sie sind sogar dankbar dafür! Sich erst einmal selbst zu lieben ist für sie unvorstellbar.

Wer hatte dafür schon Zeit, mit Mann und Familie, um die sie sich kümmern mussten? Sie stocherten nicht in ihrem Innenleben herum. Sie streckten nicht ihr Rückgrat auf Yogamatten, und sie verbrachten auch nicht Stunden um Stunden in Therapie, um über ihre Eltern zu klagen. Oh, diese teuren Stunden, in denen meine Freundinnen und ich unsere Eltern verdammten und gleichzeitig ihre Liebe suchten. Diese unsere Selbstbesessenheit, unseren Egoismus verstehen die Damen jedenfalls nicht.



Als ich die Bridgedamen fragte, ob ich gelegentlich beim Spiel zuschauen dürfte, luden sie mich ein, montags erst beim Lunch und dann beim Bridge dabei zu sein, und manchmal auch zu sich nach Hause zu einem Gespräch über ihr Leben unter vier Augen. Anfangs war ich an den Alltagsdingen interessiert: Carpools, Vorbereitungen von Lunchpaketen, oder wie man einen Saure-Sahne-Dip mit Lipton's Zwiebelsuppenpulver anmacht. Ich wollte alles über ihre Lektüren von Dr. Spock und Dr. Seuss wissen, und wie es eigentlich war, nicht zuletzt mit Hilfe solcher Bücher eine Generation von Kindern großzuziehen, die mehr als jede andere anspruchsvoll und verwöhnt war: die Babyboomer. Mich interessierte auch, ob sie meinten, irgendetwas verpasst zu haben: die Pille, Drogen, Jimi Hendrix. Oder wie war es ihnen gegangen, wenn sie in den Jeans ihres Teenagers einen Joint gefunden hatten? Letztlich wollte ich wissen, was die Damen von all dem hielten, was für mich und meine Generation essentiell war. Ich wollte erfahren, ob wir etwas gemeinsam hatten, und was genau.

Ich hatte mir vorgestellt, ich würde ein paar Wochen zum Bridge gehen, aber am Ende blieb ich fast drei Jahre dabei. Als

sie mir gegenüber offener wurden, fand ich ihre Geschichten anrührend und beeindruckend. Früher hatte ich gedacht, die Damen kennenzulernen lohne sich nicht; aber jetzt wollte ich alles von ihnen wissen, vor allem von meiner Mutter. Ich ahnte nicht, dass ich, indem ich ihre Welt kennenlernte, die Kluft zwischen den Generationen überbrücken würde, aber auch die persönliche Kluft, die bisher unsere Beziehung geprägt hatte.

Nach etwa einem Jahr begann ich mit Bridgeunterricht, und bei diesem Spiel konnte ich meine eigenen Defizite kennenlernen. Ohne besonders große natürliche Affinität zu dem Spiel blieb ich dabei, oftmals von den Damen ermutigt. Meine ältere Schwester, die über mein Vorhaben verblüfft war, fragte mich einmal mit ungläubiger Stimme: Spielst du eigentlich *gerne* Bridge? Magst du die Damen wirklich *gern*?

Heutzutage dreht sich bei den Gesprächen am Bridgetisch viel um Unfälle und Krankheiten, Tod und Sterben, und all dies ereignet sich ja auch bedenklich oft. An einem Montag sprachen die Damen über die vorherige Woche, als sie an einem Tag zu zwei Beisetzungen gehen mussten. »Du wirst uns für ziemlich morbide halten.« Betty lacht. »Aber das ist unser Leben.«

Allmählich verstehe ich. Der Tod schwebt über dem Bridgetisch. Wie könnten sie nicht Angst haben vor jenem falschen Schritt, vor jenem fatalen Sturz, bei dem sie sich das Hüftgelenk brechen und dann nicht mehr für sich sorgen können ... oder noch Schlimmeres? Als ich Bea einmal fragte, woran eine Freundin von ihnen gestorben sei, sah sie mir in die Augen: »Alter, Betsy, hast du schon mal davon gehört?«

Zum Teil ist dieses Buch ein Gruppenbild der Damen, und es zeigt, was sie miteinander teilen, aber auch das, was sie für sich behalten. Genau wie meine Mutter äußern diese Frauen ihre Gefühle nicht. Leiden ist eine private Angelegenheit. Manchmal, wenn ich den Damen beim Bridgespielen zuschaue, sehe

ich die jungen Mädchen, die sie einmal waren, und die Karten, die sie gezogen haben; es steht ihnen ins Gesicht geschrieben, wenn sie mit einem neuen Spiel beginnen, auch hier ist immer alles drin, Gewinn und Verlust, Erfolg und Misserfolg.

Je mehr ich über das unbeachtete Leben der Bridgedamen in Erfahrung brachte, desto besser verstand ich den holprigen Weg, der mich mit meiner Mutter verbindet. Auch dies ist unsere Geschichte.

Kapitel 1

Eine eigene Sprache



Am Montag nach der Oscar-Preisverleihung 2013 traf ich mich zum ersten Mal mit den Bridgedamen. Rhoda war diesmal als Gastgeberin an der Reihe. Sie wohnt in einer winzigen Wohnung an einer kleinen Bucht. Ganz offensichtlich ist sie mit den Möbeln aus ihrer früheren Wohnung in Orange eingerichtet, einem Vorort von New Haven, wo sie siebenundzwanzig Jahre gelebt und ihre Kinder großgezogen hat. Der Esstisch wirkt etwas zu groß und zu formell für den Raum, und die beiden Lampen, die das Sofa im Wohnzimmer flankieren, sind jeweils so groß wie ein Dreikäsehoch. Aber sie fühlt sich hier wohl; es sei die geeignete Verkleinerung, die beste Entscheidung, die sie je getroffen habe, sagt sie, während sie sich in ihrer Einbauküche umdreht, als würde sie ein neues Kleid vorführen. Das Allerbeste ist die Terrasse mit der schönen Aussicht aufs Wasser, wo sich Seeschwalben und Fischadler einfinden – unter ständigen Lichtspiegelungen.

Ihr Tisch ist mit Leinen und Porzellan gedeckt. Servietten sind in Silberringe gefaltet, das Vorlegebesteck ist wie eine Soldatenriege angeordnet, und vorgeschchnittene Butterstücke liegen wie zusammengefallene Dominosteine in einer hübschen Schale.

Ein Duft von Nudelkugel, der durch die Wohnung zieht, weckt bei mir die Assoziation von Liebe und Geborgenheit –

wie schon immer. Auf dem Tisch steht eine tiefe Holzschale mit Salat. Am Rand der handbemalten Schale ist in hübscher Schrift Rhodas Name und der ihres verstorbenen Ehemanns zu sehen, also Peter und Rhoda. Überall in der Wohnung fallen Erinnerungen an ihr gemeinsames Leben ins Auge, aber ich bin auf diese Servierschüssel mit der volkstümlichen Schrift fixiert, die ihre Namen vereint. Ich frage mich, ob Rhoda die Inschrift sieht, ob sie sie traurig macht oder ob es einfach zur Szenerie gehört: seine Abwesenheit überall und nirgends.

Ich weiß nicht, was ich erwartet hatte, aber als die Bridgedamen bei Rhoda ankommen, wirken sie nicht gerade glücklich über das Wiedersehen, und sie begrüßen sich mit einer eher gezwungenen Freundlichkeit. Im Laufe der Zeit werde ich mitbekommen, wie sie einander mit Augenrollen, Schniefen und abwertender Körpersprache diskret Nachsicht und Erbitterung bezeigen. Nie küssen sie sich zur Begrüßung, auch keine Luftküsse gibt es. Keine Umarmung, überhaupt kein Körperkontakt. Ich frage mich, ob das immer so war. Waren sie als junge Frauen zärtlich, haben sie je ihre Gefühle gezeigt? Oder gab es da Rivalitäten und versteckte Allianzen zwischen ihnen? Hatten sie überhaupt Spaß? Es stimmt, dass ich einige meiner engsten Freunde nicht ausstehen kann; warum sollte dies bei den Damen anders sein?

Als meine Mutter mich sieht, tut sie, was sie immer tut. Wenn man nicht genau hinschaut, kann man es übersehen: diesen flüchtigen mütterlichen Blick. In wenigen Sekunden gelingt es ihr, meine Kleidung, meine Taille, den Glanz oder Nichtglanz in meinen Haaren zu inspizieren. Sie wird wissen, ob ich genug Schlaf hatte, ob ich Nägel kaue oder mich verlegen im Gesicht reibe. Zweifellos gibt es Mütter, die die Figur und das Outfit ihrer Töchter mit Stolz betrachten, aber für Roz und mich ist das, was ich an habe und wie ich aussehe, ein

Kriegsschauplatz, und zwar seit ich meinen Kleidungsstil selbst bestimme.

Selbst wenn niemand es offen zugeben würde, die Bridgedamen haben – wie die meisten Frauen ihrer Generation – ihre Töchter auf potentielle Lebenspartner vorbereitet. Ja, sie haben uns für eine Ausbildung aufs College geschickt, aber sie hegten auch die Hoffnung, dass wir dort unseren künftigen Ehemann kennenlernen würden. Erst im letzten Frühjahr, 2015, äußerte meine Mutter den Wunsch, meine Tochter möge sich ein College mit einem guten Verhältnis aussuchen, und damit meinte sie nicht das Verhältnis von Lehrer zu Student. Die Ehe hatte für unsere Mütter eine hohe Priorität. Sie hatten Sorge um uns, dass wir dem Leben ohne den Schutz ausgesetzt wären, den in ihren Augen die Heirat eines jüdischen Ehemanns mit sich brachte.

Eine der Bridgetöchter formulierte dies folgendermaßen: »Sie gehören zu der Generation von Frauen, deren wesentliches Ziel nicht eine Karriere war, sondern einen Mann abzubekommen. Das war das Kapital.«

Diesen Druck lehnte ich ab, als ich Mitte zwanzig war. Ich wusste genau, wie dringend der Wunsch meiner Mutter war, dass ich heirate, und ich fühlte mich unzulänglich und nicht liebenswert, sogar wenn ich ihre veralteten Werte ablehnte. Ich wünschte mir eine Karriere; ich suchte nach einem Seelenverwandten, nicht nach einer Essensmarke. Einmal fragte ich meine Mutter, was ihr lieber wäre: dass ich heirate oder den Nobelpreis gewinne. »Mach dich nicht lächerlich«, war alles, was sie darauf antwortete.

Ich stellte den Damen jeweils dieselben Fragen:

War für Sie immer klar, dass Sie heiraten würden?

Absolut.

Wäre es für Sie in Frage gekommen, einen nichtjüdischen Mann zu heiraten?

Niemals.

War für Sie klar, dass Sie Kinder haben würden?

Absolut.

Haben Sie sich je etwas anderes gewünscht?

Nein. (Außer Bette.)

Warum nicht?

Auf die Idee sind wir nie gekommen.

War es der Erwartungsdruck von außen, oder war es das, was Sie sich wünschten?

Beides.

In nur einer Generation sollte sich die ihnen bekannte Welt radikal verändern. Wenn ich mir die Bridgetöchter so anschauere, haben einige von ihnen jüdische Männer geheiratet, andere nicht, einige haben sich scheiden lassen, und einige, Gott bewahre, haben gar nicht erst geheiratet. Wir hatten Geburtenkontrolle und Universitätsabschlüsse, haben mit Männern geschlafen, mit denen wir nie eine Familie gründen wollten, wir zogen in Großstädte und lebten allein. Jedenfalls habe ich mich explizit in Opposition zu meiner Mutter definiert, indem ich Karriere und persönliches Glück für wichtiger hielt als Ehe und Kinder.

Mir ist völlig klar, dass in den Augen meiner Mutter die Art, wie ich auf ihre Bridgedamen wirke, ebenso ein Licht auf sie wirft wie auf mich. Und weil ich auf die Damen einen guten Eindruck machen möchte, bin ich durchaus bereit, mich anzustrengen, selbst wenn es für meine Mutter nie wirklich genug ist. Sie hätte gern, dass ich Make-up trage und Armbänder, Ohrschmuck oder dergleichen. Manchmal hat sie früher mit einem Anflug von Verzweiflung in der Stimme gesagt: »Nicht mal ein bisschen Lippenstift?«

Ich brauche sie gar nicht anzusehen, um zu wissen, was sie

anhat. Sie könnte ein Senior Model für Eileen Fisher sein, mit ihrer Garderobe von aufeinander abgestimmten Hosen, Oberteilen und Blazern. Perfekt wird ihr Outfit durch ihre schwarzen Mary-Jane-Pumps mit breiten Riemchen, Ohrringe und eine dazu passende Kette, die höchstwahrscheinlich von einem kuriosen Kunsthandwerksmarkt oder einem der angesagten Läden in New Haven stammt, wo sämtlicher Schmuck irgendwie ein Modell des Sonnensystems sein könnte. Aber ich zolle meiner Mutter Anerkennung dafür, dass sie ihre Kette und ihre Armbänder anlegt, ihre Bakelit-Ohrringe, die wie winzige Mah-Jongg-Steine aussehen, oder die goldenen, die an kleine Weinkörbe erinnern.

Ich staune, wie viel Sorgfalt die Frauen darauf legen, beim Bridge gut auszusehen, zumal ja niemand sonst da ist, den sie beeindrucken könnten. Aber darum geht es nicht: Diese Damen gehen nicht aus dem Haus, ohne sich in Schale zu werfen. Auszugehen ohne Lippenstift, wäre wie nackt draußen herumzulaufen. Als ich die Bridgetöchter frage, was sie von dem Montagsclub besonders in Erinnerung behalten haben, fällt ihnen als Erstes ein, wie die Damen sich kleideten. Sie waren elegant, damenhaft, immer mit Nylonstrümpfen, Pumps, Rock und Perlenkette, die Haare toupiert, gelockt, geglättet oder gestrahlt.

Ich sehe meiner Mutter an, wie erleichtert sie ist, dass ich bei meinem Besuch bei Rhoda »gut« aussehe. Was genau genommen heißt: nicht allzu schäbige schwarze Jeans, eine leger sitzende cremefarbene Bluse (»bloß kein Schwarz!«), Schuhe statt Turnschuhe und der einzige Schmuck, den ich je trage: eine goldene Taschenuhr mit einem eleganten Elfenbein-Zifferblatt, in das römische Ziffern eingraviert sind. Seit meiner Kindheit bewunderte ich sie und stöberte sie oft in den vielen Schmuckschatullen meiner Mutter auf. Als ich dann eines

Tages nach dem Collegeexamen nach Hause kam, was in meinem Fall eine gewisse Beschönigung ist, da ich es wegen einer schweren Depression kaum schaffte, und meine Mutter kam zufällig hinzu, wie ich die Uhr bewunderte.

»Nimm sie«, sagte sie.

Ich war erstaunt. Das konnte doch nicht ihr Ernst sein. Ich fühlte mich auf frischer Tat ertappt und lehnte ihr Angebot ab.

»Mir ist es lieber, dass du dich daran freust, solange ich noch am Leben bin«, beharrte sie.

Mir schien immer, dass dieses spontane Geschenk meiner Mutter ihre Art war, etwas zu vermitteln, was sie nie hätte sagen können, etwas, das immer ungesagt bleiben würde.

»Nimm sie«, drängte sie. »Ich möchte, dass sie dir gehört.«

Wenn an Montagen nachmittags Ruhe im Haus war, bedeutete dies, dass unsere Mütter beim Bridgespielen waren. Soweit wir eingeweiht waren, hätten sie eine Affäre mit dem Tennisprofi haben oder sich am Sisterhood's Stipendienfond vergreifen können. Wenn in New Haven jemand an einem Montag ermordet worden wäre, hätten die Damen ein überzeugendes Alibi gehabt. Was sie eigentlich am Bridgetisch taten, war ein Geheimnis. Sogar der Punkteblock mit seiner Zwei-Spalten-Aufteilung war wie ein Rätsel aus *Alice im Wunderland*: *Wir und sie. Wer waren sie? Wer waren wir?*

Dies war kein Spiel, das man an einem Nachmittag erlernen konnte, so wie Scrabble oder Monopoly. Es war auch nicht wie andere Kartenspiele. Nein, Bridge war komplex und definitiv nichts für Kinder. Dennoch gefiel mir alles am Kartenspielen: die Farben und ihre Symbole, die roten Cœurs und Karos, die schwarzen Piks und Treffs, bei denen ein Blatt für einen Glücksklee fehlte. Ich liebte die Rückseite der Karten: Manche hatten komplizierte Spirographenmuster, andere wiederum

Muster mit Tieren, Blumen oder mit Torbogen. Mein liebste hatte in der Kartenmitte ein Paar geflügelte Engel und in den Ecken barbusige Meerjungfrauen. Besonders beeindruckte mich aber ein Kartenspiel, das mein Vater von einer Reise mitbrachte. Die Karten waren mit dem Pan-Am-Logo versehen, und er sagte, er habe sie geschenkt bekommen. Wie konnte so ein Schatz nichts kosten?

Ich spielte mit meinem Vater gerne War, dann Spit, dann Rommé. Ich liebte Piks und Cœurs, und bei einem Hearts-Spiel bei einem Übernachtungscamping, wo wir als kleine Gruppe bei Scheinwerferlicht auf dem Bett unserer Tutorin hinter einer Trennwand am Ende der Koje hockten, schnitt ich als die Beste ab.

Ehe ich alt genug war, irgendwelche Kartenspiele zu verstehen, erfand ich mir ein eigenes, das ich Kartenberg nannte. Ich warf eine Decke in die Luft und ließ sie in irgendeiner Form fallen. Dann legte ich die Karten in die Falten und Ecken und erschuf mir damit ein glückliches Imperium aus kaltäugigen Königen und verächtlichen Damen. Der Bube war der schneidige Prinz und die Zahlenkarten ihre ergebenen Diener. Manchmal musste ich die Decke mehrmals hochwerfen, damit sich genügend Wälle und Brüstungen ergaben, und am Ende sammelte ich die Karten ein und steckte sie wieder in ihr Etui, und die Decke blieb wie der blasse Umriss einer zerstörten Festung zurück.

Während sich die Damen zum Lunch in Richtung Rhodas Esszimmertisch bewegen, geht Bea geradewegs zum hinteren Tischende. »Wir sind zwar nicht streng«, sagt sie, »aber das ist mein Platz.« Heute ist sie ganz in Lila, dazu Metallic-Sneakers und Kristallarmbänder, die Regenbogen werfen, wenn das Licht sie richtig trifft. In dieser Aufmachung könnte Bea für

das bekannte Gedicht von Jenny Joseph posieren: »Wenn ich alt bin, werd ich Purpur tragen«, in dem das Alter als Befreiung von traditionellen Konventionen und Erwartungen gefeiert wird. Das Gedicht hat mich immer aufgeregt, denn die traurige Tatsache ist ja, dass du, wenn du alt bist, eher Pampers und einen Notrufknopf um den Hals trägst. Aber für Bea gilt das nicht, sie ist rüstig, klug, witzig und die einzige der Damen, die verwegen genug ist, gelegentlich die F-Bombe fallen zu lassen. Bea ist kein alter Hippie und gehört auch nicht zur Protestbewegung, sie macht bloß ihr eigenes Ding und spielt somit eine Sonderrolle.

Rhoda bietet ihren Kugel an, und die Damen reichen einen Salat herum. Sie ist die Einzige, die einen »Gentleman-Freund« hat, der Begriff ihrer Generation für »Freund«. Auf dem Küchenbord und überall in der Wohnung stehen gerahmte Bilder von den beiden herum; bei einer Wohltätigkeitsveranstaltung, bei einer Kreuzfahrt, mit Freunden. In ihrem hohen Alter kam es unerwartet, aber ich bin überzeugt, dass sie deshalb einen so federnden Gang hat.

Ich fühle mich wie ein Eindringling. Gehöre ich dazu, oder beobachte ich? Versuche ich, sie zu beeindrucken, oder ist es umgekehrt? Ich sitze neben meiner Mutter, und es ist ziemlich merkwürdig, als wären wir Fremde in einem Zug. Wir sind bemüht, uns nicht zufällig zu berühren oder direkt anzusehen. Die Gespräche beginnen mit den Oscars. Alle haben die Preisverleihung zumindest teilweise gesehen. Die Damen sind rastlose Kinofans, selbst wenn die meisten Filme heutzutage ihrer Meinung nach »Dreck« sind. Wer den fremdsprachigen Film *Amour* gesehen hat, war begeistert; die anderen wollten sich die allzu genaue Darstellung von Demenz ersparen. In einem Anfall von bürgerlichem Stolz regen sie sich über den Drehbuchautor Tony Kushner auf, der in seinem Film *Lincoln* ihren Staat

Connecticut so darstellt, als hätte man hier gegen die Abschaffung der Sklaverei votiert. Sie konnten den Showmaster Seth MacFarlane nicht ausstehen. *Pah!* Er konnte Bob Hope nicht das Wasser reichen. Diese Klamotten kann man doch vergessen!

»Schauspielerinnen sehen seit Jahren wie Nutten aus«, überbietet meine Mutter ihre Vorrednerinnen.

Das Gespräch wendet sich einem belanglosen Skandal im Jüdischen Gemeindezentrum zu, in dem es um Grenzüberschreitungen ging. In Rhodas Version hat der Vorsitzende jemanden bei einem öffentlichen Meeting »Arschloch« genannt. Sie hält sich die Hand vor den Mund, um den Kraftausdruck zu dämpfen.

»Gott sei Dank war er kein Nichtjude«, fügt Rhoda hinzu.

Ich bin verwirrt. »Soll das heißen, der Typ, der geflucht hat, war ein Jude?«

Alle Frauen wissen, dass dies zutrifft, und nicken zustimmend.

Ich bin immer noch verwirrt. Ist der Wutausbruch nicht »schädlich für die Juden«, wie man so zu sagen pflegt?

Nein, nein, erklären die Damen. Wenn ein Nichtjude geflucht hätte, hätte man ihn des Antisemitismus beschuldigt, und das wäre viel provokanter. Sie sind bereit, einen Schlag für die eigene Seite hinzunehmen, um schlimmere Erschütterungen zu verhindern. Ihre Logik ist für mich nicht nachvollziehbar, bis ich begreife, dass es das Ziel ist, möglichst wenig Wirbel zu machen und den geringsten Hauch von Antisemitismus abzuwenden. Ihre diplomatischen Bemühungen – und wie sensibel sie die Themen angehen – beeindruckten mich; wenn man doch die Bridgedamen in den Nahen Osten schicken könnte. Denn wer versteht sich besser auf die Kunst des Kompromisses als jemand, der mehr als fünfzig Jahre verheiratet ist? Rhoda beendet wie so oft das Gespräch mit ihrer üblichen Empörung über den Zeitgeist: »Das ganze Niveau des öffentlichen Diskurses geht den Bach hinunter.«

Schon der Bridgeclub an sich, vor allem seine Dauerhaftigkeit, verdeutlicht, wie die Damen Veränderungen ablehnen und den Status quo erhalten wollen. Wenn die Bridgedamen eine Entscheidung trafen, gab meine Mutter zumeist nach. Sie sind wie das Rathaus. Eine der Bridgetöchter sagte, sie seien wie der Supreme Court. Ihre Entscheidungen würden wie der Buchstabe des Gesetzes behandelt. Sie waren Expertinnen, die über Camps und Colleges Bescheid wussten; sie wussten Ärzte und Installateure, Mechaniker und Gynäkologen zu empfehlen; wo man den Teppich reinigen und Kleider säumen lassen konnte. Der Golfplatz war für die Männer, was der Bridgetisch für die Frauen war, faktisch das soziale Netzwerk ihrer Zeit. Man würde sich eher mit Gelehrten des Talmud anlegen, als die kollektive Weisheit der Bridgedamen in Frage zu stellen.

Heutzutage scheuen die Damen Auseinandersetzungen. Ich weiß, dass es meiner Mutter lieber wäre, wenn sie mehr aneinandergeraten würden. Sie liest mit Hingabe Zeitschriften wie den *New Yorker*, *Harper's*, *The Nation* und *The Atlantic*. Sie geht zu Vorträgen über Politik, Israel, Kunst und seit Neuestem über Black Lives Matter. Wie alle anderen hat sie eine ausgeprägte Meinung, aber trotzdem halten sie es mit der Binsenweisheit, dass man über Politik oder über Religion am besten nicht spricht. Und ich vermute, lange Zeit passte dies zu meiner Mutter auch ganz gut. Schließlich war es für sie als Sozialistin aus Brooklyn ein großer Erfolg, in ihren Kreisen anerkannt zu sein als eine Dame, die Golf und Tennis spielen gelernt hatte und dann zur *Sisterhood*, dem wohlthätigen Damenclub der jüdischen Gemeinde, und schließlich auch zu drei Bridgeclubs gehörte.

Ihr Sozialismus, ihr Zionismus, all dies war vergessen, als wir nach Woodbridge zogen, in unsere wohlhabende Gegend nordwestlich von New Haven. Sie tauschte ihren Karl Marx gegen Emily Post, die Hohepriesterin der Etikette, als würde uns das

Befolgen ihres Rates jene gesellschaftliche Ungnade ersparen, mit der wir in früheren Zeiten am Pranger gestanden hätten. Die Landschaft schien wie ein Minenfeld zu sein, wo sie leicht stolpern konnte, wenn sie nicht wusste, welche Beziehungen die Leute miteinander hatten oder wer mit wem zur Schule gegangen war. Sie machte sich Sorgen um fast alle Aspekte des gesellschaftlichen Lebens: Was war bei Einladungen üblich, wie sprach man Einladungen aus, und wie erwiderte man sie? Margaret Mead hatte es da in Samoa leichter!

Ich verstand das einfach nicht. Sie ritt immer darauf herum, dass sie sich als Außenseiterin fühlte. Unser Vorstadthaus, zwei Autos und die Zugehörigkeit zur Synagoge und zum jüdischen Country Club, das alles kam mir ziemlich normal vor. Viel zu normal! Ihre Mutter war aus Russland emigriert, ohne Englischkenntnisse. Wie konnte sich meine Mutter, die aus Brooklyn über Stamford nach New Haven gekommen war, so fremd fühlen? Erst als ich viel älter war, wurde mir klar, dass meine Mutter sich wie eine Außenseiterin fühlte, weil sie sich selber so unzulänglich fand.

Als wir uns zu unserem ersten »offiziellen« Gespräch setzen, ist sie sehr darauf bedacht, mir von der Armut ihrer Familie in Jersey City zu erzählen, als wäre dies ein Ehrenabzeichen. Wir sitzen in meinem Wohnzimmer, und sie ist gut gekleidet und wie eine russische Matroschka-Puppe herausgeputzt, bunt bemalt mit vielen glänzenden Lackschichten. Sie war immer wie die kleinste Puppe, die sich nicht mehr auseinanderschrauben lässt.

Erst jetzt erinnert sie sich begeistert, wie sie ständig zur Miete wohnten, mit Linoleumböden und Kühlschränken, die mit Eisblöcken gekühlt waren, und dass sich die Verwandten über linke Politik stritten, ganz wie in einem Woody-Allen-Film, nur dass es nicht wirklich witzig war.

»Ist es das, worauf du aus bist?«, fragt sie und möchte es mir gerne recht machen.

Ich bin mir gar nicht sicher, was ich tatsächlich will, jetzt und hier. Mir kommt es merkwürdig und peinlich vor. Sollte ich meine Mutter nicht eigentlich kennen?

»Ich hatte eine Puppe«, erinnert sie sich stolz, ein Geschenk von der wohlhabenden Verwandtschaft, und einen roten Lieblingspullover mit Zopfmuster und einem Schlittschuhmotiv, den hatte sie zusammen mit ihrer Freundin Cookie Ginsberg gestrickt, deren Mutter ein Handarbeitsgeschäft hatte.

»Was ist Cookie für ein Name?«, frage ich.

»Was ist Cookie für ein Name?«, wiederholt meine Mutter. Ihre Art, eine Frage mit einer Frage zu beantworten, kommt unmittelbar aus dem jiddischen linguistischen Textbuch, und ich verstehe sofort, dass sie diese Frage töricht findet und auch keinerlei Absicht hat, sie zu beantworten.

»Erinnerst du dich an den Pullover?«, fragt sie hoffnungsvoll, »den mit dem Reißverschluss?«

Ich tue so, als könnte ich mich nicht erinnern, aber ich weiß genau, welchen Schlittschuhpullover sie meint – nur schäme ich mich, weil ich ihn nie mochte. Ich fand diese Stickerei primitiv, und der Reißverschluss funktionierte schlecht. Es war das einzige Objekt aus einem Leben, das ich nicht begreifen konnte, bedeutsam wie der gestickte rote Luftballon. Nur vermochte ich nicht, die kindliche Handarbeit meiner Mutter zu würdigen.

»Ich weiß, dass ich ihn lange aufgehoben habe. Ihr habt ihn als Kinder getragen. Ich weiß nicht, was am Ende damit passiert ist. Erinnerst du dich, der rote Pullover mit dem Zopfmuster?«

»So ungefähr«, sage ich, »klar, ich glaube schon.« Und dann sehe ich mich plötzlich danach – nach diesem peinlichen

selbstgestrickten Kleidungsstück –, und ich sehe mich als Kind auf Schlittschuhen, wie ich mich mit hochrotem Gesicht abstoße und zur Mitte des Teichs in unserem Garten gleite. Aber es ist eine erfundene Erinnerung, eher ein Wunsch oder ein Bild, das ich mir zurechtgelegt habe, nachdem ich die Geschichte so oft gehört hatte.

»Ich kann mich an jeden Mantel erinnern, den ich je hatte«, erzählt sie mir stolz, insbesondere an einen taupefarbenen mit Persianerkragen und -manschetten, den sie bei ihrer Verlobung trug. Als ich frage, wie sie sich den leisten konnte, zögert sie nicht. »Wenn ich nur einen Mantel haben konnte, wollte ich den besten, und meine Mutter hat immer viel Geld für mich springen lassen.« Sie fügt hinzu: »So bin ich noch heute.«

Sie weist auch darauf hin, dass, anders als heute, ihre Kleidung damals jahrelang hielt, oder besser: Sie pflegte sie. Ihre versteckte Kritik entgeht mir nicht, der Angehörigen einer Wohlstandsgeneration. »Ich habe den Persianer jahrelang getragen, und dann habe ich ihn meiner Putzhilfe geschenkt. Und da sah er immer noch gut aus.«

Ein einziges Mal bekam ich ein Gespür für ihre verarmte Kindheit, und zwar als sie meine Schwestern und mich anschrte, weil wir nicht sorgsam mit unseren Sachen umgingen. Damals fand sie eine Bluse mit Etikett unter meinem Bett. Ich dachte, gleich würde ihr Kopf explodieren. Wir wüssten nicht, was ein Dollar wert sei! Wir könnten ihr Leben nicht verstehen, und wir hätten keine Ahnung, was sie früher alles entbehren musste. Wir seien verwöhnte Vorstadtgören, die alles mehrfach besäßen.

»Wir fühlten uns nicht arm«, sagt meine Mutter jetzt mit einem Anflug von Verwunderung in der Stimme. »Es war einfach so.«

Sie alle waren Kinder der Depression, die Damen, auch wenn sie behaupten, dass dies keinen Einfluss auf sie hatte. Sie waren